

Mayr-Harting, Henry

Heinrich II.: Kunst, Politik und Bamberg

In:

Rolker, Christof (Hrsg.), Kaiser Heinrich II. : Herrschaft, Handschriften und Heiligkeit im Mittelalter, Bamberg : University of Bamberg Press, S. 55-72. 2024. DOI: 10.20378/irb-92716

Beitrag im Sammelwerk - Verlagsversion

DOI des Beitrags: 10.20378/irb-94572

Datum der Veröffentlichung: 02.04.2024

Rechtehinweis:

Dieses Werk ist durch das Urheberrecht und/oder die Angabe einer Lizenz geschützt. Es steht Ihnen frei, dieses Werk auf jede Art und Weise zu nutzen, die durch die für Sie geltende Gesetzgebung zum Urheberrecht und/oder durch die Lizenz erlaubt ist. Für andere Verwendungszwecke müssen Sie die Erlaubnis der Rechteinhaberinnen und Rechteinhaber einholen.

Für dieses Dokument gilt die **Creative-Commons-Lizenz CC BY**.



Die Lizenzinformationen sind online verfügbar:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

HENRY MAYR-HARTING

Heinrich II.: Kunst, Politik und Bamberg

[Anmerkung des Herausgebers: Henry Mayr-Harting eröffnete seinen Vortrag mit einer Anekdote von einem früheren Besuch, als er mit einer Bambergerin über die Gründung von St. Stephan ins Gespräch geriet; während sie überzeugt war, dass die Kirche von Kunigunde gegründet worden sei, war er sich der Stiftung durch Heinrich sicher. Wie sich herausstellte, glaubte die Bambergerin um so lieber ihrer Fassung, als sie selbst Kunigunde hieß; aber auch ihr Gegenüber war befangen, insofern er mit Kaiser Heinrich den Taufnamen teilte.]

Tatsächlich hatten wir beide recht. Das Gründungszeugnis der Stephanskirche aus dem Jahr 1009 nennt in der Tat Kaiser Heinrich als Stifter; doch bezog er seine geliebte Frau Kunigunde, wie sie in Diplomen häufig bezeichnet wird, in diese Gründung mit ein. Und dies mit Recht, denn Bamberg war das Juwel des von Heinrich für sie bestimmten Wittums, welches nach ihrem Tod rechtmäßig an Heinrich oder ihren ältesten Sohn – hätten sie denn einen Sohn gehabt – zurückgegangen wäre. Doch um 1004, als die Idee zur Gründung des Bamberger Doms aufkam, müssen die beiden schon gewusst haben, dass sie, aus welchen Gründen auch immer, keine Kinder bekommen würden, und so konnte Kunigunde auf ihr Wittum verzichten. Es ist offensichtlich, dass das Ehepaar stets eine enge und liebevolle Beziehung pflegte; selbst dann, als Kunigundes eigene Verwandtschaft gegen Heinrich rebellierte. Tatsächlich spielte sie gelegentlich sogar eine nützliche Rolle als Vermittlerin zwischen dem König und seinen Feinden. Sie war eine große Diplomatin.

Nun muss ich, bevor ich fortfahre, eine allgemeine Bemerkung zum Verhältnis von Kunst und Politik machen. Im Allgemeinen lässt sich sagen: Je schärfer der Ton der Ideologie in der Kunst, desto schwächer die

* Die Übersetzung stammt von Hannah Scheithauer (Queen's College, Oxford).

tatsächliche politische Position, die dahintersteht. Dies stimmt nicht immer, aber oft. Nehmen Sie beispielsweise Holbeins Porträt von König Heinrich VIII. von England und Jane Seymour, das über dem Thron der Whitehall Privy Chamber hängt und auf 1536/37 zu datieren ist: Man müsste von der machtvollen Erscheinung des Königs und seiner stolzen Haltung darauf schließen, dass er auf dem Höhepunkt seiner Macht stand. Dies war jedoch keineswegs der Fall. Zu jenem Zeitpunkt war das Erbfolgeproblem der Tudor-Dynastie noch immer ungelöst, und die gefährliche Rebellion der „Pilgerfahrt der Gnade“ war soeben ausgebrochen. In England gibt es eine Geschichte über einen Priester, der in eine seiner Predigten folgende Randbemerkung schrieb: „Argument hier schwach, lauter schreien!“ In Holbeins Gemälde schreit die Kunst, da die Position des Herrschers schwach ist, umso lauter von seiner Kraft. Genau so war es auch beim König beziehungsweise Kaiser Heinrich II.

Die größte Schwäche der Herrschaft Heinrichs II., ja, das Trauma der ersten Hälfte seiner Regierungszeit, war der Kampf um die Thronfolge im Königreich Sachsen im Jahr 1002. Anders als im Fall der drei Ottos im zehnten Jahrhundert gab es keinen offensichtlichen Thronfolger; und Heinrich, Herzog von Bayern, der sich gegen seine Rivalen durchsetzte und 1002 in Mainz gekrönt und gesalbt wurde, war lediglich ein Cousin zweiten Grades seines Vorgängers, des jungen Ottos III. Die offizielle Position des Hofes zu seinem Herrschaftsrecht, welche in der Chronik Thietmars von Merseburg, in der von Adalbold, dem Bischof von Utrecht, verfassten Hagiographie, sowie in einigen Diplomen des Königs ihren Ausdruck fand, war, dass er der rechtmäßige Erbe Ottos III. war und mit vorwiegend rituellen anstatt mit militärischen Mitteln seine Wahl erkämpfte. Natürlich muss er, wie man bei Thietmar sehen kann, militärische Macht gehabt und genutzt haben, aber mir geht es um die Position des Hofes.

So beziehen sich die Diplome Heinrichs II. häufig auf seinen Vorgänger als *noster senior*, „unserem Älteren“, was einer gewissen Ironie nicht entbehrt, da Heinrich mehrere Jahre älter war als Otto III. Und Thietmar beschreibt, dass, als Ottos Leichnam von Italien, wo er gestorben war,

nach Norden transportiert wurde und Polling in Bayern erreichte, sich Heinrich des Körpers und der königlichen Insignien annahm. Nach dem Kampf wurde er in Mainz, dem korrekten Ort, von Erzbischof Willigis, dem korrekten Kirchenmann, gekrönt. Dann begann er seinen Umritt durch die Herzogtümer und ging erst nach Schwaben, dann nach Sachsen. Im sächsischen Merseburg, dem Zentrum seines Großvaters Heinrichs I., wurde er von Herzog Bernhard mit der Heiligen Lanze betraut, der heiligsten Insignie königlicher Herrschaft. Nichts von alledem kann man nach modernen Maßstäben als Propaganda bezeichnen. Die Zirkulation der Manuskripte sowohl Thietmars als auch Adalbolds war sehr begrenzt. Ihre Bedeutung besteht in dem, was Heinrich sich selbst über seine Herrschaft sagte, und dem, was seine Kaplane und andere Höflinge ihm zu sagen hatten. Die Abbildungen Heinrichs II. in der Kunst setzten seinen Kampf um die Königswürde und deren Behauptung mit anderen Mitteln fort. Es ist wichtig, nicht dem Irrglauben zu verfallen, dass Heinrich meinte, seine Erbfolge sei mit seiner Salbung und Krönung in Mainz ein für alle Mal gesichert, so wichtig diese Momente auch waren. Sie musste fortwährend behauptet werden, durch ständiges Umherziehen oder Umritte, durch das ständige, feierliche Tragen der Krone, durch ständige Festumzüge in großen Städten, durch eine ständige Beteiligung bei großen Zeremonien in Abteien und Kathedralen im ganzen Königreich, durch ständige Präsenz bei der Weihe großer Kirchen, usw. Bei diesen Ritualen ging es nicht nur darum, den Geschehnissen der Vergangenheit eine besondere Aura zu verleihen; sie waren ein Instrument der Macht in der Gegenwart und gestalteten die Erfahrung der Gegenwart maßgeblich mit. Und ebenso wie Rituale eine Art der politischen Machtausübung in der Gegenwart waren, war die Kunst ein integraler Bestandteil dieser Rituale.



Abb. 1: Darstellung der Krönung Heinrichs II. im Regensburger Sakramentar: München, Bayerische Staatsbibliothek, Clm 4456, fol. 11r.

Ein offensichtliches Beispiel hierfür ist das wunderschöne Sakramentar (oder Messbuch) Heinrichs II., welches wahrscheinlich vor 1002 in Regensburg für den Bamberger Dom gefertigt wurde (Clm 4456; Abb. 1).

Es weist – etwa in der Darstellung Christi mit Bart – einen byzantinischen Einfluss auf, der damals für Regensburg charakteristisch war. Heinrich war Regensburg verbunden, da Otto II. ihn als Junge zu seiner Bildung ins Kloster St. Emmeram geschickt hatte, ironischerweise um zu verhindern, dass er später zu einem Rivalen um den Königstitel würde! Hier ist in einem einzigen Bild praktisch die gesamte Ideologie Heinrichs dargestellt. Nicht etwa in einem Traktat – einem Genre, das zu dieser Zeit gar nicht existierte – und auch nicht in einem anderen schriftlichen Zeugnis, sondern in einer stark ritualisierten Abbildung in einem prachtvollen Buch, in der das Ritual zwischen Himmel und Erde vermittelt.

Vor fast siebzig Jahren popularisierte Ernst Kantorowicz das Konzept des Christus-zentrierten Königtums, das heißt die Idee einer von Christus abgeleiteten Herrschaft, die die universelle Herrschaft Christi über die Erde reflektiert und verkörpert.¹ Die Krönung Heinrichs durch die Hand des in seiner Majestät thronenden Christus liefert ein perfektes Beispiel für diese Idee. Heinrich steht dabei wie Karl der Große auf seinem kaiserlichen Siegel. Während er gekrönt wird, heben die zwei großen Heiligen Süddeutschlands, Emmeram von Regensburg und Udalric (oder Ulrich) von Augsburg, seine Arme im Gebet, als wäre er Moses, dessen Arme im Gebet von Aaron und Hur erhoben wurden. Moses war für Heinrich ein sehr wichtiges Vorbild, als Gesetzgeber gar ein Vorgänger, wie es mein mittlerweile verstorbener Freund Stefan Weinfurter in seinem wundervollen, zuerst 1999 erschienenen Buch über Heinrich II. ausführlich dargestellt hat.² So zeigte Weinfurter etwa, warum Heinrich auf seinen Synoden darauf bestand, dass man die im Buch Deuteronomium für die Heirat verbotenen Verwandtschaftsgrade einhielt – und dies nicht etwa nur, um kurzfristige, politische Vorteile zu erzielen, wie manche behauptet haben.

¹ Ernst Hartwig KANTOROWICZ, *The King's Two Bodies: A Study in Mediaeval Political Theology*, Princeton, N.J. 1957; deutsche Übersetzung: *Die zwei Körper des Königs. Eine Studie zur politischen Theologie des Mittelalters*, München 1990.

² Stefan WEINFURTER, *Heinrich II. (1002–1024). Herrscher am Ende der Zeiten*, Regensburg 1999.

Ich möchte ein anderes Merkmal dieses Bildes besonders betonen, und zwar die Investitur Heinrichs mit dem Schwert und der Heiligen Lanze durch Engel, die vom Himmel herabschweben. Die damalige Gesellschaft war sehr engelsbewusst, und man glaubte, dass Engel als mächtige Beauftragte Gottes agierten und seinen Willen auf Erden durchsetzten. Ich habe bereits gesagt, dass Heinrichs im Jahr 1002 erfolgter Kampf um die Königswürde in der Folge beständig mit rituellen Mitteln weitergeführt werden musste. Hier ist also offensichtlich, dass sich die Investitur Heinrichs mit der Lanze auf seine Investitur mit der Heiligen Lanze durch Herzog Bernhard von Sachsen im Juli 1002 zurückbezieht, welche zumindest für die Sachsen seine Königswürde bestätigt hatte. Zweifelsohne wurde diese Seite im Buch aufgeschlagen, wann immer im Bamberger Dom eine Messe gefeiert wurde, oder zumindest zu besonderen Festtagen, denn die Seite findet sich unmittelbar vor Beginn des Hochgebetes (oder *Canon missae*). Sie wurde zweifelsohne aufgeschlagen, ganz gleich, ob Heinrich selbst an der Messe teilnahm – was oft vorkam – oder abwesend war. Und jedes Mal ließ sie jenes Ritual, dass während Heinrichs Umrittes in Merseburg im Juli 1002 stattgefunden hatte, in ritueller, künstlerischer Form erneut gegenwärtig werden. Florentine Mutherich hat auf sehr eloquente Weise beschrieben,³ wie

alle Mittel, alle Vorbilder, alles Können, aufgeboten wurden, um in einem der vornehmsten liturgischen Bücher den vielschichtigen Ideengehalt frühmittelalterlicher Herrschersymbolik mit den Gebeten der Messfeier zu verbinden, deren Höhepunkt, der Canon Missae, in einer unvergleichlichen Folge von Prunkseiten hervorgehoben wurde.

³ Florentine MÜTHERICH, Die Regensburger Buchmalerei des 10. und 11. Jahrhunderts, in: Regensburger Buchmalerei. Von frühkarolingischer Zeit bis zum Ausgang des Mittelalters: Ausstellung der Bayerischen Staatsbibliothek München und der Museen der Stadt Regensburg, München 1987, S. 23–29, hier S. 25–26.

Wie gesagt war die ottonische Herrschaft ein Reisekönigtum. Zweifellos war dies eine wirtschaftliche Notwendigkeit – denn so konnte man die Erzeugnisse der weit verstreuten königlichen Besitztümer verzehren oder von der Gastfreundschaft der Bistümer profitieren. Doch es ging um weit-aus mehr. Das königliche *iter*, welches von den königlichen Kapellen mit ihren Kaplanen, Büchern, und Schätzen begleitet wurde, war selbst als eine Art feierliche Prozession angelegt, in der die Macht des Königs vor Ort durch feierliches Tragen der Krone und persönliche Treffen mit Kirche und Adel der örtlichen Bevölkerung vor Augen geführt wurde. Aber, werden Sie nun sagen, dies waren lediglich kurze Aufenthalte, welche langen Phasen der Abwesenheit gegenüberstanden. Hier also kam die Erinnerung ins Spiel – eine Erinnerung, welche durch anschauliche, zumeist nicht erhaltene Erzählungen am Leben erhalten wurde; und in Bamberg wurde die Erinnerung zudem durch dieses herrliche Sakramentar am Leben erhalten. Anders gesagt übte Heinrich sowohl eine Macht der Präsenz aus als auch das, was wir nur als eine Macht der Abwesenheit bezeichnen können.

Kommen wir nun zu einem anderen Beispiel eines Dokuments, das Heinrich an die Route seines Umrittes unmittelbar nach seiner Krönung zum König in Mainz erinnerte. Es ist sein Perikopenbuch, ein Buch liturgischer Lesungen im Jahresrhythmus aus dem Evangelium, in welchem die höchsten Feiertage mit großen, zweiseitigen Illustrationen versehen sind.⁴ Dieses sehr großformatige Buch wurde auf der Reichenau hergestellt. Angesichts seines wertvollen, mit Edelsteinen verzierten Einbandes aus Gold, ist es deutlich wahrscheinlicher, dass es zu dem fraglichen Feiertag auf dem Altar in Bamberg, für den es gefertigt worden war, stehen blieb, anstatt für die Lesung bewegt und benutzt zu werden. Seine Illustrationen waren seiner rein physischen Größe angepasst. So schrieb Hans Jantzen in seinem wunderbaren Buch „Ottonische Kunst“, dass überall in diesem Perikopenbuch „der Wille zum Feierlichen spürbar“ sei.⁵

⁴ München, Bayerische Staatsbibliothek, Clm 4452, hier fol. 149v/150r.

⁵ Hans JANTZEN, *Ottonische Kunst*, Hamburg 1959, S. 78.

Diese zwei prachtvollen Seiten zeigen die Geburt und Benennung Johannes des Täufers; ein mächtiger Engel, der ein Gewand in überirdischen Farben trägt, Zacharias im Tempel erscheint; bei der Geburt ist die Position des Babys in der Wiege derart, dass es in dieser fast zu thronen scheint; bei der Benennung erklärt Zacharias seiner sprachlosen Verwandtschaft, dass er nun Johannes heiße. Nirgendwo sonst in der Kunst, zumindest nicht vor dem zwölften Jahrhundert, ist eine auch nur annähernd so prachtvolle Darstellung der Geburt Johannes des Täufers bekannt. Über ihre Gründe lässt sich kaum zweifeln. Nach Heinrichs Krönung im Jahr 1002 ging er sofort nach Schwaben. Schwaben war das Herzogtum Hermanns, dem für Heinrich vielleicht gefährlichsten Rivalen um die Königswürde. Dort stellte er seine Majestät zur Schau, indem er am Fest zur Geburt Johannes des Täufers teilnahm, welches am 24. Juni im Kloster Reichenau gefeiert wurde, eben der Abtei, wo kurze Zeit später dieses Buch für den Bamberger Dom gefertigt wurde.

Heinrich wurde erst 1014 vom Papst in Rom zum Römischen Kaiser gekrönt, zwölf Jahre nach seiner Krönung als König. Dies könnte den Eindruck erwecken, seine *romanitas* und sein universalistisches Denken sei weniger stark ausgeprägt gewesen als bei seinem Vorgänger Otto III., und er sei ein „deutscherer“ König gewesen. Und so haben manche Historiker es auch gesehen. Es ist jedoch das gerade Gegenteil der Fall. Als der Bamberger Dom 1007 gegründet wurde, widmete man ihn Sankt Peter und Paul, den römischen Heiligen par excellence. Als er im Jahr 1012 geweiht wurde, stattete man den Altar mit Reliquien von Heiligen aus dem gesamten ost- und weströmischen Reich aus. Heinrich wurde lediglich von seinen zahlreichen Feinden davon abgehalten, bereits früher nach Rom zu gehen. Ich werde all diese Feinde nicht im Detail beschreiben – Bolesław Chrobry, Arduin von Ivrea, die Luxemburger usw., – denn es wurden erstens bereits viele gute Bücher über sie geschrieben, und zweitens nehme ich an, dass Sie gern noch vor Sonnenaufgang ins Bett gehen möchten. Eine künstlerische Antwort auf diese politische Schwäche liefert das Frontispiz, oder die Königs- beziehungsweise Königinnen-seite des Perikopenbuches Heinrichs II. Dort wird die *romanitas* Heinrichs bereits vor 1014 ausdrücklich betont, und zwar insbesondere

dadurch, dass er und Kunigunde durch Sankt Peter und Paul in die Gegenwart Christi geführt werden. Dies ist das berühmte Geleitmotiv, das sich bis auf die frühottonische Kunst und auf Mosaiken in römischen Kirchen des sechsten Jahrhunderts, wie etwa San Lorenzo fuori le Mura, zurückführen lässt.

An dem Tag, an dem Heinrich zum Kaiser gekrönt wurde, dem 14. Februar, einem Sonntag, paradierte er „mit seiner geliebten Frau Kuni-gunde“ vom Monte Mario bis zum Petersdom. Wichtige Würdenträger und Bürger Roms hatten sich dem Festumzug bereits angeschlossen, als ein sehr aufschlussreiches Ritual stattfand. Thietmar von Merseburg, der ein Augenzeuge war, berichtet davon; es erfolgte wahrscheinlich unmittelbar, bevor die Prozession den Petersdom erreichte.⁶ Heinrich, der *rex inclitus*, traf auf zwölf Senatoren, oder wurde von ihnen umgeben (*vallatus*) – sechs von ihnen waren glattrasiert und sechs trugen üppige (*prolixa*) Bärte. Diesen Vorgang beschreibt Thietmar zudem mit dem Adverb *mystice* (mystisch), einem Wort, das Historikern in der Tat ein Mysterium aufgegeben hat. Jedoch ist es ganz einfach. Es bezieht sich auf den vierfachen Sinn der Heiligen Schrift (wörtlich, allegorisch, moralisch, und mystisch), welcher bereits im vierten Jahrhundert von Origenes etabliert wurden. Der vierte, mystische Sinn wurde typischerweise dann auf das Alte Testament angewendet, wenn dieses auf die Ankunft Christi vorauszuweisen schien. So wollte Thietmar an dieser Stelle zweifellos sagen, dass die Senatoren Christus und seine Apostel symbolisierten. Warum sechs von ihnen üppige Bärte trugen und sechs glattrasiert waren, darüber lässt sich streiten – ich hätte eine mögliche Antwort parat.

So können Sie sich also die Szene vorstellen. Während Papst Benedikt VIII. oberhalb der Stufen, die zum Petersdom hinaufführen, wartet,

⁶ THIETMAR VON MERSEBURG, *Chronicon* (ed. Holtzmann, MGH SS rer. Germ. N. S. 9), VII, cap. 1, S. 396. Für eine deutsche Übersetzung siehe THIETMAR VON MERSEBURG, *Chronik*. Neu übertragen und erläutert von Werner Trillmich; mit einem Nachtrag und einer Bibliographie von Steffen Patzold (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 9), 9. Auflage Darmstadt 2011, hier S. 353 (mit der Übersetzung von *mystice* als „geheimnisvoll“).

deklariert der doch eigentlich als Bittsteller auftretende König seinen eigenen Anspruch auf universelle Herrschaft: „Du magst vielleicht der Stellvertreter Christi sein (wenngleich dieser Titel erst später verwendet wurde), aber ich besitze die tatsächliche *persona Christi*.“

Heinrich war ein „Bruder der Mönche“. Dieser tatsächlich existierende Titel wurde, wie es scheint, zum ersten Mal um 1100 von einem Chronisten aus Monte Cassino erwähnt; jedoch rechtfertigen Heinrichs zahlreiche großzügigen Spenden, mit denen er – im Gegensatz zu seinem Vorgänger Otto III. – verschiedene Klöster bedachte, und seine eigenen Aussagen in den Arengen seiner eigenen Urkunden diese Bezeichnung vollständig. In der Tat wurde er, wie ich bereits erwähnt habe, schon als Junge von Otto II. in das Kloster St. Emmeram in Regensburg geschickt, um als Mönch ausgebildet zu werden, womit vermieden werden sollte, dass noch ein weiterer Heinrich Otto seine Königswürde streitig machte. Politisch war diese Strategie ein Misserfolg, jedoch blieb Heinrich ein lebenslanger Anhänger des benediktinischen Mönchtums. Allerdings herrschte er in seinem Königreich weniger als ein Bruder der Bischöfe denn als ein Herr der Bischöfe. Thietmar von Merseburg schildert so, wie Otto I. Herzog Arnulf von Bayern das Recht, Bischöfe in Bayern zu ernennen, abnahm, und schreibt:⁷

Denn unsere Könige und Kaiser, die in dieser Welt den Platz des allmächtigen Herrschers einnehmen, stehen über allen übrigen Hirten, und es ist abwegig, dass diejenigen, die Christus eingedenk seiner Herde zu Fürsten auf dieser Erde eingesetzt hat (d.h. die Bischöfe) unter einer anderen Herrschaft stehen sollten als unter der, die durch den Segen Gottes und den Ruhm ihrer Krone alle anderen übertrifft.

⁷ THIETMAR, *Chronicon* (ed. Holtzmann, MGH SS rer. Germ. N. S. 9), I, cap. 26, S. 34.

Obwohl es hier um die 930er Jahre geht, wurde dieser Text um 1018 von einem Bischof geschrieben und gibt somit die Doktrin zum Verhältnis von König und Bischöfen zur Zeit Heinrichs II. wieder.

Der Anfang der Weisheit im Studium der Geschichte des frühen Mittelalters ist, dass die Konzepte von Kirche und Staat und deren Trennbarkeit frühestens spätmittelalterlich sind, und dass selbst das Konzept des Säkularen als etwas vom Religiösen Getrenntem frühestens zum Ende des elften Jahrhunderts aufkommt. Wenn man hingegen annimmt, dass diese scholastischen Unterscheidungen bereits unter Heinrich existierten, liest man Geschichte rückwärts. Gemeinsam mit seinen Bischöfen – er war vielleicht doch nicht nur ihr Herr sondern auch ihr Kollege – herrschte Heinrich über die eine *societas Christiana*. Somit ernannte er mit Vorliebe Bischöfe, von denen er wusste, dass er ihnen trauen konnte, wobei er teilweise Wunschvorstellungen vor Ort übergang, um stattdessen seine königlichen Kaplane zu ernennen. Er tat dies zum Beispiel 1013 in Bremen, wo er Odda (oder Otto) übergang und Unwan ernannte. Über diese Begebenheit klagt der Chronist von Quedlinburg:⁸

Die Seele des Königs war hart und düsterte nach Unglück; er wies die Gebete der Bittenden (d.h. des Klerus und der Bevölkerung von Bremen) von sich, und zeigte Verachtung für ihre weinenden Rufe.

Es fällt mir nicht leicht, dies über meinen Namenspatron zu sagen, doch war er keineswegs überall beliebt! Dies muss man in Betracht ziehen, wenn man die Sakralität seiner Rituale und Kunst verstehen will.

Die beste künstlerische Darstellung Heinrichs als Herr der Bischöfe findet sich in einem Pontifikale, das heißt einem Buch mit für einen Bischof bestimmten Gebeten und Segenssprüchen, welches Ihnen bekannt sein wird, da es für Bamberg gefertigt wurde und sich hier in der Staatsbibliothek befindet (Msc.Lit.53). Als die Handlanger des Kurfürsten von

⁸ Annales Quedlinburgenses (ed. Giese, MGH SS rer. Germ. 72), a. 1013, S. 537.

Bayern im Jahr 1803 die großen, liturgischen Bücher mit wertvollem Einband – um es höflich auszudrücken – fortschafften, ließ man dieses Buch in Bamberg, da es keinen solchen Einband hatte. Es wurde im Kloster Seeon gefertigt, dessen Abt Gerhard ein Freund Heinrichs war und eine wichtige Rolle bei der Versorgung Bambergs mit Büchern spielte. Dies (Abb. 2) ist das Frontispiz, auf dem Heinrich nicht lediglich als König, sondern als Kaiser dargestellt ist, wie ich angesichts der Pendilien an seiner Krone meine festzustellen können.

Man versteht dieses Bild am besten als Darstellung eines Einzugs des Kaisers in eine wichtige, dreischiffige Kirche zu deren Weihung. Eine brillante, 1975 veröffentlichte Monografie von Karl Josef Benz zur Präsenz von Otto III. und Heinrich II. bei Kirchweihen hat gezeigt, dass, wenngleich Otto mehreren solcher Weihen beiwohnte, Heinrich II. dies bei weitem öfter tat.⁹ Es war eines jener Rituale, durch die beide Herrscher ein sakrales Bild von sich entwarfen. An dieses Bild von ihnen sollte sich die Nachwelt erinnern. Der goldene Boden enthebt die Szene ihrer zeitlichen Begrenztheit und gibt ihr eine überzeitliche Bedeutung. Es ist mir nicht erinnerlich, ob es Indizien für die tatsächliche Körpergröße Heinrichs gibt; doch da die sächsischen Herrscher gern große Bischöfe ernannten, mit nur seltenen Ausnahmen wie der des geradezu winzigen Thietmars von Merseburg, scheint es unwahrscheinlich, dass Heinrich so viel größer als die Bischöfe war, die er in dem Bild bei weitem überragt. Die symbolische Botschaft ist hier, dass er ein Herr der Bischöfe ist. Und wieder einmal sind bei Heinrich Kunst und Ritual eng miteinander verknüpft.

⁹ Karl Josef BENZ, Untersuchungen zur politischen Bedeutung der Kirchweihe unter Teilnahme der deutschen Herrscher im hohen Mittelalter. Ein Beitrag zum Studium des Verhältnisses zwischen weltlicher Macht und kirchlichen Wirklichkeit unter Otto III. und Heinrich II., Kallmünz 1975.



Abb. 2: Heinrich II. als „Herr der Bischöfe“. Bamberg, Staatsbibliothek, Msc.Lit.53, fol. 2v.

Um noch einmal auf Heinrichs Politik bei der Ernennung von Bischöfen zurückzukommen: Seine Politik bestand darin, materiell arme Männer in reiche Bistümer zu berufen, die er schröpfen wollte, wohingegen er reiche Männer in arme Bistümer berief, deren Besitz er zu vermehren gedachte. So ernannte er 1014 Gundekar, den früheren Domprobst von Bamberg, eine *servilis persona*, zum Bischof von Eichstätt. Und als Heinrich versuchte, einige Besitztümer Eichstätts im Regnitzviertel auf Bamberg zu übertragen und Gundekar Einspruch erhob, wie ein jeder mittelalterliche Bischof es getan hätte, antwortete er laut der anonymen Chronik der Bischöfe von Eichstätt wie folgt:¹⁰

Was höre ich von dir, Gunzo? Weisst du nicht, dass ich dich hier zum Bischof gemacht habe, damit ich durch dich, da du die entsprechende Person dafür bist, unverzüglich meinen Willen durchsetzen kann, den ich bei deinem Vorgänger nicht durchsetzen konnte? Gib acht, dass ich von dir so etwas nie mehr höre, wenn du dir dein Bischofsamt und meine Gunst erhalten willst.

Es ist ausnehmend unwahrscheinlich, dass Heinrich diese Worte je gesagt hat, jedoch zeigen sie, wozu man ihn in gewissen Kreisen fähig glaubte.

Andererseits berief er beispielsweise 1009 Meinwerk, einen ehemaligen Schulfreund und Hofkaplan, ins Bistum Paderborn. Meinwerk gehörte der großen sächsischen Adelsdynastie der Immedinger an. Die Vita Meinwerks beschreibt ein amüsantes Gespräch zwischen den beiden Männern. Diese Hagiographie wurde mehr als ein Jahrhundert nach Meinwerks Tod geschrieben, dies jedoch in seinem Lieblingskloster, dem

¹⁰ ANONYMUS HASERENSIS, *De episcopis Eichstetensibus* (ed. Bethmann, MGH SS 7), S. 260. Für eine Neuedition mit deutscher Übersetzung siehe Stefan WEINFURTER, *Die Geschichte der Eichstätter Bischöfe des Anonymus Haserensis. Edition – Übersetzung – Kommentar* (Eichstätter Studien, N.F., 24), Regensburg 1987.

Abdinghof in Paderborn, wo eine authentische Überlieferung von Geschichten über seine Person wahrscheinlich war. So sagte Heinrich freudestrahlend (*arridens*) zu Meinwerk:¹¹

„Akzeptiere.“ Meinwerk: „Was soll ich akzeptieren?“ Heinrich: „Das Bistum Paderborn.“ Meinwerk: „Ich könnte ein besseres Bistum von Grund auf und mit meinen eigenen Mitteln bauen“. Heinrich: „Das stimmt, daher wünsche ich, dass du es von seiner Armut befreist.“

Meinwerk akzeptierte mit Freuden, denn ihm lag nichts an einem Bischofssitz mit mehr Prestige. Er machte sich daran, das Bistum mit Mitteln aus seinem Familienbesitz aufzubauen; aber man fragt sich doch, wie viele Mitglieder der Immedinger Verwandtschaft hierdurch wohl in ihrer Hoffnung auf ein beträchtliches Erbe enttäuscht wurden.

Man könnte eine ähnliche Geschichte über Merseburg erzählen, das 968 als Suffraganbistum Magdeburgs gegründet wurde und ebenfalls nur über einen dürftigen Besitz verfügte, wenngleich es auch von großer Bedeutung für die sächsischen Könige war. Im Jahr 1009, als Thietmar zum Bischof ernannt wurde, befragte ihn Heinrichs engster Freund in Regensburg, Tagino, der mittlerweile Erzbischof von Magdeburg geworden war, ob er der Kirche mit seinem eigenen Vermögen helfen würde. Bereits aus früherer Zeit, und zwar aus dem Jahr 1006, als Wigbert Bischof von Merseburg war, ist uns ein interessantes Diplom Heinrichs überliefert. Wigbert war ein Mann von beeindruckenden körperlichen und geistigen Gaben, der aus einer Familie des ostthüringischen Hochadels stammte; und er war ein Lehrer des jungen Heinrichs gewesen.

¹¹ Vita Meinweri episcopi Patherbrunnensis (ed. Tenckhoff, MGH SS rer. Germ. [59]), S. 17–18. Für eine zweisprachige Ausgabe siehe Vita Meinweri episcopi Patherbrunnensis – Das Leben Bischof Meinwerks von Paderborn. Text, Übersetzung, Kommentar, hrsg. von Guido M. Berndt (MittelalterStudien 21), München 2009.

Laut des Diploms von 1006 hatte der König eine Silbermine in einem Ort namens Godefridesrod in der Gegend des Harzes von einem gewissen Erkanbald erworben, und er schenkte es dem Bistum Merseburg mit dem Einverständnis von Erkanbalds Vater und Erkanbalds Erben. Jener Erbe war niemand anderes als Bischof Wigbert von Merseburg selbst. Das Ergebnis dieser Schenkung war natürlich, dass eine offenbar wertvolle Silbermine vom Besitz der Familie in das dauerhafte Eigentum der Kirche von Merseburg überging. Wieder wurde einem ostthüringischen Adligen – wir kennen seinen Namen nicht – die Hoffnung zunichte gemacht, eine lukrative Silbermine oder zumindest einen Anteil an ihr zu erben, und wieder blieb ein Untertan Heinrichs enttäuscht zurück. Es war eine strukturelle Schwäche der Herrschaft Heinrichs, dass sein Ziel, die christliche Glaubensgemeinschaft durch eine optimale Kollegialität unter seinen Bischöfen zu beherrschen, ihn die Unterstützung des Adels kostete. Er musste alle verfügbaren Mittel der Sakralität in Kunst und Ritual ausschöpfen, um dieser Schwäche entgegenzuwirken und seine Herrschaft – vor allen Dingen in seinen eigenen Augen – abzusichern.

Nun eine letzte Frage: War es richtig, Heinrich heiligzusprechen? Ich werde mit aller mir möglichen Objektivität antworten: Ja! Zugegeben spielten politische Fragen bei seiner Heiligsprechung durch den Zisterzienserpapst Eugen III. im Jahr 1146 eine Rolle, denn der Papst versuchte zu eben jener Zeit, Kaiser Konrad III. durch Bernhard von Clairvaux zu überzeugen, den Zweiten Kreuzzug anzuführen. Zugegeben ebenfalls, dass Heinrich grausam sein konnte und nicht davor zurückschreckte, die Besitztümer von Rebellen zu verwüsten. Jedoch bezeugen karolingische und ottonische Quellen immer wieder den Glauben, dass ein schlagkräftiger Herrscher ernsthafte Sünden nicht vermeiden könne; und dass er entsprechend Buße tun müsse. Wir sollten diese Dinge nicht vergessen, wenn wir vom Standpunkt unserer modernen, liberalen, mit Polizei, staatlicher Armee, Gefängnissen und Justizapparat ausgestatteten Demokratien aus über diese Zeit zu richten suchen.

Ich werde nicht versuchen, meine Frage unter Betrachtung der Hagiographien oder gar des Kultus hier in Bamberg zu beantworten. Dies könnte lang dauern und würde uns nicht wirklich weiterbringen. Stattdessen werde ich ein anderes Argument, das Heinrich und seine Bischöfe betrifft, anbringen. Heinrichs Verhältnis zu seinen Bischöfen war stark ritualisiert; doch ist es ein schwerer Fehler, ein ziemlich protestantischer Fehler (!), anzunehmen, wie es oft getan wird, dass persönliche religiöse Überzeugungen in Liturgie und Ritual nicht auch eine Rolle spielten.

Es ist offensichtlich, dass Heinrichs Sicht auf das Verhältnis zu seinen Bischöfen weit über die Rolle eines reinen Herrschers hinausging. Über das, was er an seinen Bischöfen bewunderte, gibt uns Thietmar von Merseburg Auskunft, den man in dieser Beziehung mehr oder weniger als Sprachrohr Heinrichs verstehen kann. Er bewunderte Wigbert von Merseburg, seinen alten Lehrer, für seine Weisheit, seine exzellenten Predigten, und dafür, dass er als echter Seelsorger agierte. Er bewunderte Tagino für seine Keuschheit in Körper und Geist, für sein Wirken als Pastor, und für seine Verehrung der Eucharistie. Er setzte voraus, dass all seine Bischöfe eine solide theologische Bildung besaßen.

Thietmar von Merseburg erzählt von Heinrichs Aufenthalt in Prag im Jahr 1004, wohin er reiste, nachdem er Boleslaw Chrobry von Polen bekämpft hatte, der in Böhmen eingefallen war. In Prag feierte Heinrich das Fest der Geburt Mariä am 8. September (welcher zufällig auf einen Freitag fiel), wo Bischof Godescalc (oder Gottschalk) von Freising eine bewegende Predigt hielt, in der er ihn anflehte, den Rebellen Graf Heinrich von Schweinfurt, der noch immer in der Burg des Erzbischofs von Magdeburg gefangen gehalten wurde, freizulassen. Die Predigt handelte von der Parabel des Dieners, dessen Herr ihm Schulden von über 10.000 Talenten erließ und der dann prompt seinen eigenen Schuldner, der ihm lediglich 100 Groschen schuldete, ins Gefängnis warf (Mth. 18, 23–24). Als er nach Bayern zurückkehrte, ließ der König Graf Heinrich sofort frei.

König Heinrich vollzog diese Kehrtwende – einen echten ‚U-turn‘ – vermutlich darum, weil dies politisch sinnvoll für ihn war. Jedoch ist es nicht immer leicht, eine Kehrtwende zu machen, ohne dabei das Gesicht zu verlieren. Hier also konnte Heinrich den Eindruck erwecken, er reagiere auf eine bewegende Predigt Bischof Godescalcs und beherzige tatsächlich dessen Ermahnung, dem Evangelium zu folgen. In diesem Fall war der König weniger ein Herr der Bischöfe als ein Kollege der Bischöfe, wie Stephan Weinfurter ihn genannt hat; ein Kollege, der gemeinsam mit den Bischöfen sein Bestes geben wollte, um die Reinheit der Kirche und im erweiterten Sinne die der ganzen *societas Christiana* zu bewahren.

Abbildungsnachweise

Abb. 1: München, Bayerische Staatsbibliothek, Clm 4456, fol. 11r.

Digitalisat: <https://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb00107786-4>, Lizenz: CC BY-NC-SA
(<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/>).

Abb. 2: Heinrich II. als „Herr der Bischöfe“. Bamberg, Staatsbibliothek,

Msc.Lit.53, fol. 2v. Digitalisat: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bvb:22-msc.lit.53-2>, Lizenz: CC BY-SA
(<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>).